

Zustiffenlos.

Zur Vernichtung des „Zhenandoah“.
Von Karl Funke.

Kaum vergeht in der letzten Zeit nicht ein Tag, wo nicht der Drach plötzlich die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. In alle Welt trägt. Bald bringt er Stobspalten von Erd- in alle Welt trägt. Bald von Sturm und Unwetter, bald von Feuerbränden, bald von Explosionen, bald von Tod und Verderben in den Bergwerken, bald von Schiffverlusten, bald von Dammbrüchen und Ueberschwemmungen, bald von Vandalenhandlungen, die schwere Opfer an Hab und Gut und an Menschenleben fordern. Verwüstung und Vernichtung umlauert die Menschheit überall, bald hier, bald dort, und es ist, als ob ihr mit verstärktem Nachdruck zum Bewußtsein gebracht werden sollte: Die Elemente haßen das Gebild der Menschenhand.

Widlich kommt jetzt aus Amerika die erschütternde Trauerkunde, daß das Zustiffenlos von einem schweren Schlag betroffen worden ist, durch den nicht nur ein stolzer Zepplin, ein Stück deutscher Geistesarbeit, vernichtet worden ist, sondern auch eine große Zahl wackerer Zustiffenler, teils ihr Leben eingebüßt haben, teils schwer verletzt worden sind. Bei so starken Schicksalsschlägen füllt der Mensch trotz der gewaltigen Ergründungen des nie ruhenden Menschengeistes auf vielen Gebieten, so daß er schier wähnen möchte, er könne die Welt bezwingen, seine Dünne in doppelter Weise, so daß er mit Schiller angeht einer riesengroßen verderbenden Feuerbrunst doch demütig bekennen muß: „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterhärte“!

Durch entfesselte Naturgewalten, durch Gewitter und Wirbelstürme, ist das amerikanische Zustiffenlos „Zhenandoah“, ein Name, welcher der Indianerprache entlehnt ist und „Zerstörer der Sterne“ bedeutet, in zwei Stücke gerissen und zertrümmert worden. Die „Zhenandoah“ war vor vier Jahren von der amerikanischen Marine selbst — unter Leitung des deutschen Ingenieurs Heinen vom Zepplinbau in Friedrichshafen — nach dem Muster deutscher und englischer Zustiffenlos gebaut worden, sie war deshalb der Stolz und der Stiefkind der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, obgleich man vergaß oder vielleicht vergessen wollte, daß es deutsche Geistesentwürfe waren. Sein Standort war ebenso wie der des von Dr. Eckener in seiner ruhmvollen Fahrt mit sicherer Hand über den Ozean geführten Zustiffenlos „R. H. S.“, von den Amerikanern „Los Angeles“ getauft, Lufthöhle. Von dort aus hat es zahlreiche glückliche Fahrten gemacht, von denen diejenige von der Küste des Atlantischen Ozeans bis zu der des Stillen Ozeans noch in frischer Erinnerung ist, und dabei schwerem Unwetter mit leichteren und schwereren Beschädigungen standgehalten. Als es sich seinerzeit von seiner Verankerung losgerissen hatte und mit abgeleiteten Motoren und schwacher Besatzung abgetrieben war, so daß sein Untergang beilegte zu sein schien, gelang es der Erfahrung, Umsicht und Tapferkeit eines Deutschen, des Ingenieurs und Zustiffenführers Heinen, es nach stundenlangem heftigsten Kampfe in den Hafen zurückzubringen und zu retten. In Trümmern liegt nun die „Zhenandoah“, die selbst bei den kühnen Amerikanern, wenn sie über dem Ozean kreuzte, die gleiche allgemeine grenzenlose Begeisterung

hervorrief, wie sie sich einst in Deutschland zeigte, als Graf Zeppelin bei seinen Fahrten trotz schwerer Schicksals- und Rückschläge doch von Erfolg zu Erfolg schritt.

Die „Zhenandoah“ ist von dem gleichen Schicksal ereilt worden wie vor ihr eine Reihe von Zustiffenlos. Sie ist übermächtigen, titanenhaften Naturgewalten zum Opfer gefallen, ohne daß notwendigerweise bauliche Mängel ihre Vernichtung verschuldet haben. Gerade die erst kurze Geschichte der Bewegung der Luft ist reich an Opfern und Verlusten, die meist durch höhere Gewalt herbeigeführt worden sind. Wie oft ist nicht das Werk des Grafen Zeppelin schon vor dem Kriege in wenigen Minuten scheitern mit einem Schläge gänzlich zerstört worden; denn Deutschland hat schon in der Vorkriegszeit „S. 1, 2, 3, 4“ und „Deutschland 1“ und „2“ verloren, wobei auch Menschenleben vernichtet wurden. In solcher Erinnerung aller Zeitgenossen aber wird es fortleben, wie am 5. August 1908 bei Osterdingen, wie es schien, alle Hoffnungen des Grafen Zeppelin in Flammen aufgingen, wie aber diese Unlücksböschung den Anlaß zu der Zepplinenspende bildete, zu der arm und reich, jung und alt beitrugen, und die dem unermüdeten Grafen die Mittel gewährte, seine Pläne weiter zu verfolgen. Während des Krieges haben dann die „Zepps“ wichtige militärische Dienste geleistet. Es hat aber auch nicht an großen Verlusten gefehlt; denn von den 50 in Dienst gestellten Zeppelinluftschiffen sind 25 verloren gegangen, davon 17 durch feindliche Einwirkung, zum größten Teil mit der ganzen Besatzung.

Für Deutschland wurde nach dem Kriege durch den Verfall der Verträge die Gefahr von Zustiffenlosverlusten ausgeschlossen. Aber bei unseren ehemaligen Gegnern, die weiter die Zustiffenlosfahrt betreiben, zeigte es sich wiederholt, daß die Luft keine Balken hat. Im Juli 1919 wurde in der Nordsee ein englisches Zustiffenlos vom Blitz getroffen und vernichtet, wobei 12 Mann der Besatzung den Tod fanden. Ein anderes englisches Zustiffenlos, das bereits lange vorher zwei erfolgreiche atlantische Fahrten gemacht hatte, wurde im Januar 1921 an der Küste Englands durch einen Sturm zerstört. Zwei Jahre später ging das Zustiffenlos „Roma“ über der See von Hampton Roads in Flammen auf, und wenige Monate darauf wurde ein von England für die Vereinigten Staaten erbautes Zustiffenlos von den Elementen vernichtet, wobei sogar 42 Menschenopfer zu beklagen waren. Lange ungewiß war das Schicksal des französischen Zustiffenlos „Dixmuiden“, der am Ende des Jahres 1923 auf einer Mittelmeeresfahrt verschollen blieb und von dessen Besatzung schließlich nur die Leiche des Kommandanten und ein Postbeutel in der Nähe der sizilischen Küste treibend aufgefunden wurden.

Nach an Verlusten und Menschenopfern ist die Geschichte der Eroberung der Luft, sei es, daß sie durch Zustiffenlos, sei es, daß sie durch Flugzeuge erträgt wurde. Ein Unglück kommt selten allein“ sagt ein altes Volkswort. Fast gleichzeitig mit der Unlücksböschung über die „Zhenandoah“ trifft die Bestätigung ein, daß zwei amerikanische Marineflugzeuge auf ihrem Fluge nach den Hawaii-Inseln mit ihrer Besatzung als verloren zu gelten haben. Wie bei der Schiffsfahrt auf dem Meere Schiffe zugrunde gehen, so ist es auch in der Luft, und wie „Zeemannslos“ das besagte Schicksal der Besatzungen ist, so können auch in der Luft Fahrzeuge den entfesselten Naturgewalten zuweilen nicht widerstehen und ihre Besatzung ereilt „Zustiffenlos“. Trotzdem aber wird man weiter Schiffe und Zustiffenlos bauen, um Meer und Luft zu durchkreuzen.

Es ist begreiflich, daß die Trauer und die Beklärung der amerikanischen Marine und des amerikanischen Volkes über die erschütternde Schreckenskunde allgemein ist, und daß das deutsche Volk nimmt aufrichtigen Anteil an dem traurigen Geschick der „Zhenandoah“ und seiner getöteten oder verletzten wackeren Mannschaft. Wenn irgendwo in der Welt hat man in Deutschland Verständnis und Gefühl dafür, wenn ein Zustiffenlos verloren geht; denn es ist sozusagen Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Festen Endes aber wird sich die Bevölkerung des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten durch Enttäuschungen und Mißerfolge ebensowenig an seinem Werke irre machen lassen, wie ein Graf Zeppelin und das deutsche Volk, völkerverbindende Zustiffenlos zu bauen und damit dem Weltfrieden zu dienen, getreu ihrem oft betätigten Wahlspruch:

„Per aspera ad astra“

Die zweite große deutsche Funkausstellung

ist, wie bereits gestern kurz gemeldet, am Freitag durch den Reichspostminister Dr. Stinagel feierlich eröffnet worden. Im Empfängerbau sind viele technische Neuerungen zu beobachten, die bedingt worden sind durch die Freigabe aller Schaltungsarten u. des ganzen Wellenbereichs durch die deutsche Reichspost. Fast alle Firmen haben der Freigabe des Wellenbereichs Rechnung getragen und Empfänger für Wellen von 200 bis 2000 Meter gebaut. Auch sind viele Zusatzgeräte entwickelt worden, die den Wellenbereich der alten Empfänger auf 2000 Meter erweitern, um allen Rundfunknehmern ohne große Kosten vor allem den Empfang des neuen in Betrieb befindlichen Deutschland-Senders in Röntgenstrahlung auf Wellen 1200 zu gestatten. Außer Kontinuumstrahlern sind in diesem Bereich auch alle ausländischen Rundfunkempfänger zu hören, da außerhalb 200—2000 Meter kaum ein hochwertiger Rundfunk arbeitet wird. Aber die Empfänger sind zum Teil auch bis 4000 Meter und noch weiter gebaut worden, um noch künftigen Empfang möglich zu machen. Andererseits sind auch Empfänger zum Empfang der ganz kurzen Wellen unter 100 Meter herab gebracht worden und von einer Firma ist sogar der Empfang bis auf 20 Meter herab in den normalen Rundfunkempfänger hineingelegt worden. Neuerungen setzt die Ausstellung auch auf dem Gebiete der Sprechtafel, nach denen sich die Nachfrage vergrößert hat. Der Detektorbereich kann jetzt verbessert werden durch selbsttragende Körperlose Spulen, die eine Feinmahlung besitzen und dadurch die systematische Ausnutzung der ganzen Kristallfläche gestatten. Mit Rücksicht auf die Freigabe von Sendern hat die Industrie auch geeignete Senderöhren und Kurwellenlender zur Ausstellung gebracht. Die Ausstellung bietet den Freunden des Rundfunks weiter die Möglichkeit, einen Blick hinter die „Küchen“ der Sendebühnen zu tun. Der Sendebetrieb des Vorjahres ist nämlich in die Ausstellungsräume verlegt worden und das Publikum hat Gelegenheit, die Rührer bei der Sendearbeit zu betrachten. Es ist ganz interessant zu sehen, mit welcher einfachen Mitteln die Geräusche erzeugt werden, die der Rundfunkhörer als murrende Volksmasse, als lärmende Meerhaufen, als Feuerwehrausgebot oder als jubelnde Kinderchor empfängt.

Die Fleischnahrung

ist leichter zu ertragen,

wenn die Hausfrau die Suppen, Gemüse u. Tunken mit einigen Tropfen

MAGGI Würze

im Geschmac



Vorteilhaftester Bezug in großen Originalflaschen zu RM. 6.50.
Man verlange ausdrücklich MAGGI Würze.

Es war in der Nähe der Türe saß, auf den er in einem sahen Schwächeanfall gesunken war. Jetzt fuhr er empor. Er schien kaum gebürt zu haben, was in dieser letzten Viertelstunde um ihn her vorging. Aber nun stand Hilba neben ihm. Der Klang ihrer Stimme kam wie von weit her an sein Ohr, aber er hob doch den Kopf.

„Ist er — ist er wirklich tot, Hilba?“
Sie nickte nur.

„Sie müssen uns doch Aufschluß geben können, Gänther, über die letzten Augenblicke des alten Herrn? Sie allein waren ja bei ihm. Ich habe die furchtbare Erschütterung gesehen, welcher Sie fast erlagen, auch waren so viele fremde Menschen da. Aus diesem Grunde habe ich Sie noch nicht gefragt. Aber nun fordere ich eine offene Antwort von Ihnen: was führte den so plötzlichen Tod des Grafen Fregede herbei?“

„Es scheint ein Herzschlag vorzuliegen. Die volle Wahrheit kann aber erst die genaue ärztliche Untersuchung der Leiche ergeben. Da ich lange Jahre als Hausarzt hier aus und ein ging und den Grafen oftmals unterjuchte, weiß ich auch, daß absolut kein Herzleiden vorhanden war. Der plötzliche Tod kann bloß infolge Erschreckens eingetreten sein.“
Der Gerichtsrat rauherte sich und setzte die Rede des Hausarztes fort:

„Das bezugten auch die weitgeöffneten Augen des Toten. Menschen, welche unter irgendeinem aufregenden Eindruck ein unerwartetes Ende finden, schließen die Augen meist nicht. Es handelt sich für uns jetzt hauptsächlich darum: was war die Ursache dieses Endes? Und diese Ursache müßten Sie, Herr Gänther, am besten wissen!“
Der junge Mann griff sich an den heißen Kopf.

„Es war da vorher eine Frau hier im Arbeitszimmer,“ sagte er verwirrt, „ich habe es deutlich vom Park aus gesehen. Die Frau strich immer nur Zündhölzchen an, kein Licht.“

„Eine Frau? Und wer sollte diese gewesen sein?“
Der Gerichtsrat sprach scharf dazwischen. Das Benehmen dieses jungen Menschen war ihm, dem gewiegten Juristen, mehr als auffallend.

„Ich weiß nicht, wer es war“, antwortete Georg, mühsam nach einiger Fassung ringend. „Ich kannte sie nicht. Es war nur wie ein Schatten — auch früher — im Park — da ließ der Spul schon vor mir her — aber ein Gespenst war es doch nicht! Bestimmt nicht! Es war eine Frau!“

„Sie haben diese Frau also schon im Park gesehen? Wo haben Sie da?“

Die Augen Hilbas und Georgs kreuzten sich. Sollte Georg jetzt hier vor der unerbitlich strengen alten Baronin Berghaus und den beiden fremden Herren eingestehen: ich war so verzweifelt durch unsere häuslichen Verhältnisse — mein Vater ist wie wahnsinnig — ich wußte mir keinen Rat mehr? Da habe ich meiner treuen Jugendgeliebten Hilba Wentheim ein Zündhölzchen angezündet, ohne

beimlich, und sie gezeiten, zu kommen. Und sie kam wirklich! —

Das konnte er doch unmöglich sagen, denn was würden die Folgen dieses Geständnisses für Hilba Wentheim sein? Hatte man ihnen beiden nicht auf das strengste allen und jeden Verkehr untersagt? Konnte es nicht sehr hart werden für das junge Mädchen, welches, fast noch ein Kind, nun ganz von der Großtante und dem Grafen Hugo, ihrem Onkel, abhing? Nein! Hilba Wentheim sollte nicht leiden seinetwegen! Das wollte er nicht!

Seine Augen zwangen sie, ebenfalls über die Zusammenkunft zu schweigen, seine Blize redeten eine sehr deutliche Sprache, und sie war gewohnt, allen seinen Befehlen und Wünschen sich blindlings zu unterwerfen. Sie wurde noch um einen Schatten blässer und trat tiefer in das Dunkel zurück, welches, trotz all der Lichter, in allen Ecken und Winkeln lauerte. Aber sie schwieg auch.

„Nun“, fragte der Gerichtsrat noch einmal, „werde ich eine Antwort erhalten? Wie kamen Sie zu so ungewöhnlicher Stunde in den Park? Noch dazu bei dem Zwiespalt, welcher zwischen den Chefs dieses Hauses und dem des Jhrigen herrscht? Und trotzdem Ihnen strengstens untersagt war, Schloß Fregede je mehr zu betreten?“

Georg Gänther sah auf. Ein Zug von Entschlossenheit prägte sich auf seinem schönen, jungen Gesicht aus, der demselben etwas Männliches verlieh.

„Ich ging draußen durch den Wald. Ich wollte meinen Vater suchen, welcher seit Stunden nicht mehr daheim war. Da sah ich über die Mauer in den Park herein. Aus einem der Boskett's huschte eine hohe, schlanke Gestalt in einem dunklen Mantel. Das fiel mir auf, und ich fand es sonderbar, daß um diese Stunde hier jemand — eine Frau — eine Fremde — sich verborgen hielt. Ich bin ihr gefolgt.“

„Saben Sie diese sonderbare Erscheinung noch immer, als Sie ihr nachgingen?“ fragte der Rat dazwischen.

„Nein, aber ich sah den kleinen Weg durch das Boskett, den sie genommen hatte.“

„Den werden Sie mir morgen genau zeigen!“
„Ja, das kann ich tun. Also ich ließ ihr nach und stand dann dort neben der Parkmauer.“ — Georg Gänther wies mit der zitternden Hand aus dem Fenster — „und sah hier im Arbeitszimmer den Schatten der Frau!“

„Sehr sonderbar“, sagte Doktor Amberg; „war da der alte Herr schon hier?“

„Nein. Als der Herr Graf eintrat, war hier alles finster. Erst als er schon neben dem Bettstuhl war, glitt die seltsame Erscheinung dort — aus jener Ecke — hervor — und — und dann warf sie sich ihm zu Füßen, sprach zu ihm — der Graf sank zusammen.“

Der junge Mann suchte mühsam nach Worten. Das ganze Geheimnisvolle, Unerklärliche des Vorganges kam ihm neuerlich überwältigend zum Bewußtsein. Er vermochte es kaum, sein Entsetzen zu schildern. Was hatte ihn überhaupt so furchtbar erschreckt? Doch nur der Aus-

...losen Grauens, welches er bei dem schwachen Schein der Lampe in dem Antlitz des alten Grafen hatte ausstrahlen sehen!

„Hm“, sagte der Gerichtsrat, „und da sind Sie also durch das Fenster gesprungen?“

„Ja.“
„Nun, und was weiter?“

„Was weiter? Das Licht verlösch — ich — ich hörte noch etwas. Ganz leise Schritte — ein Klappen wie von einer Tür — dann nichts mehr. Ich habe gerufen, aber ich war ganz sinnlos — der Graf gab auch keine Antwort. Als ich endlich Licht zustande brachte, sahen mich seine toten Augen an. Da fiel ich ohnmächtig hin. Erst das Rütteln an der Tür schreckte mich auf.“

„Und Sie haben wirklich keine Silbe mit dem Herrn Grafen mehr gesprochen? Kein einziges Wort?“

Georg Gänther sah angstvoll auf.

„Ich glaube, er war schon tot, als ich hier eindrang. Er gab keinen Laut von sich.“

„Sol!“
Der Rat trat einen Augenblick zurück an den Schreibtisch.

„Der Herr Graf hatte von Ihnen oder von Ihrem Vater keine Anzeige erhalten, daß Sie um diese Stunde hierherkommen würden? Bestimmt nicht?“

Bestimmt nicht!
Georg Gänthers Stimme klang jetzt ganz fest. Aber die Augen des alten Herrn sahen ihn so streng an, daß er es fühlte, man glaubte ihm nicht. Und doch sprach er die volle Wahrheit!

Der Rat hatte ein zerkrümeltes Blättchen von dem Tische genommen. Es war so fleckig, als ob jemand Tinte darüber geschüttet hätte. Nur dort und da war noch ein Wort lesbar.

Der Gerichtsrat hielt dem jungen Mann das Papier hin. Verblüffend sah Georg Gänther darauf. Mühsam las er die mit einer streifen Schrift geschriebenen Worte, welche trotz der vielen Flecke noch sichtbar geblieben waren: „zwanzigtausend — morgen — zehn Uhr — Arbeitszimmer.“

Darunter hatte wohl ein Name gestanden. Aber hier war der Fleck so fleckig, daß er alles verschlungen hatte. Man konnte nur noch den großgeschriebenen Anfangsbuchstaben entziffern.

„Nun, was hat da gestanden?“ fragte der Rat in die Stille hinein. „Bitte, sehen Sie ganz genau hin! Wenn auch nur der Anfangsbuchstabe mehr erkennbar ist — dieser eine Buchstabe dürfte genügen.“

Georg Gänther blühte verwirrt vor sich. Er sah die hellen, scharfen Augen des alten Gerichtsrates fest und streng auf sich gerichtet, er sah den Doktor Amberg sichtlich interessiert nähertreten, um gleichfalls den zerdrückten Zettel genau zu studieren, er sah, wie sich die hohe Gestalt der alten Baronin Berghaus langsam und steif aus dem Sautenil, in welchem sie bis jetzt gesessen, emporhob.

Fortsetzung folgt.